

Mit einem Bein im Knast

35 Grad im Schatten, ein leichter Wind, feiner Sand, keine Menschen und das Rauschen des Atlantiks in den Ohren. Anders ausgedrückt: Knirschen zwischen den Zähnen, Jucken in sämtlichen Körperöffnungen, mit herangewehtem Salzwasser verschmutzte Brillengläser und unerträgliche Hitze. Eine Idylle hört auf, eine zu sein, sobald man drin steckt. Da niemand am Strand war, der mir im Notfall hätte helfen können, kam ein abkühlendes Bad im Atlantik nicht in Frage, zu mal ich über die Gezeiten nicht informiert war und sicherheitshalber von 24 Stunden Ebbe ausging. Ich stippte gelegentlich mit den Zehen, das musste genügen. Den Rest der Zeit verbrachte ich mit Hautschutzfaktor 50 eingecremt unter meinem Sonnenschirm auf einer Decke, von der ich hoffte, dass sie ausreichend mit Insektiziden belastet war, um Sandkäfer u. ä. abzuwehren. Seit ich erfahren hatte, dass der nächste Ort St. Giron nicht einmal ein Krankenhaus besaß, spürte ich ein unangenehmes Ziehen in Blinddarmlänge. In der Fremde denke ich immer ans Sterben. Besonders, wenn nicht die selbstverständliche Betriebsamkeit von Menschen meinem mangelnden Vertrauen in die Ordnung der Dinge entgegenarbeitet. Dann denke ich, dass die Gedanken von Menschen kurz vor ihrem Tod dieselben gewesen sein könnten wie meine im Augenblick und versuche schnell, etwas anderes zu denken. Wenn ich sterbe, will ich wenigstens nicht Schuld sein.

Desensibilisierungskur – eine dumme Idee. Freunde, Bekannte, Eltern, eine Ex-Partnerin hatten es letztlich geschafft, dass ich in den Urlaub gefahren war. Ich, der ich schon Angst vor dem Geburtskanal gehabt hatte. Aber nach gescheiterter Beziehung war ich psychisch labil genug gewesen, um zu glauben, dass die mangelnde Attraktivität der Welt nur ein Anpassungsproblem meinerseits wäre.

Wie einst nach dem Kaiserschnitt befand ich mich wieder in einer Umgebung, die mir fremd war, deren Sprache ich nicht verstand. Was hieß Nutella auf Französisch?

Reisen dramatisiert den Alltag. Wenn es um neue Eindrücke geht, sind Reisen seit den großen Erfolgen der inoffiziellen Pharmaindustrie in den letzten Jahren, ein anachronistisches Mittel. Mein Schulfreund Alex schmiss regelmäßig Trips, die nicht umsonst so hießen und ihm Eindrücke bescherten, deren aufregende Wirkung so gewaltig war, dass er sie die restliche Zeit des Tages über mit Hanf bekämpfen musste. Seiner mentalen Exkursionsfreude stand eine körperliche Sesshaftigkeit gegenüber, die man ihm inzwischen ansah, und die es ihm leicht gemacht hatte, mir sein Auto zu leihen, einen Golf Diesel mit 280.000 gefahrenen Kilometern, hinter dessen Lenkrad sein Körper keinen Platz mehr fand. Was hieß „Motorschaden“ auf Französisch? Und was „Parasit“? Angesichts der roten Einstich-Stelle an meinem Oberschenkel war mir sofort klar, dass es sich um jenes Insekt gehandelt haben musste, von dem die BBC in einem Bericht über Parasiten gesagt hatte, dass es seine Eier in menschliche Körper legt. Ich entschied, in jedem Fall zu Hause ster-

ben zu wollen und saß keine fünf Minuten später im Auto. Was hatte Süd-Frankreich schon zu bieten? Europas größter Wasserfall in den Pyrenäen – ein lächerliches Rinnsal, um das Dutzende von Touristik-Buden denselben überteuerten Pyrenäen-Honig verkauften, Pont du Gard – ich habe Höhenangst. Außerdem laufen da Skorpione herum, angeblich nur Nachts, aber was, wenn einer von denen blind ist. Dann wäre da noch die größte Wanderdüne der Welt bei Arcachon – aber wer weiß, ob die noch da ist, wenn ich ankomme. Sollte die wirklich wandern, kommt die irgendwann sowieso bei mir vorbei.

„Guten Tag. Fahren sie bitte mal rechts ran.“ Wie schön, wieder die deutsche Sprache zu vernehmen. Ich stieg aus und freute mich auf das Gespräch mit dem Zollbeamten. Im Gegensatz zu den meisten Menschen mag ich es, in eine Polizei- oder Zollkontrolle zu kommen. Es ist eine der wenigen Situationen, in denen vorbildliches Verhalten belohnt wird. Ich habe schon als Kind nie geklaut. Und mich deshalb ein bisschen geschämt. Bis ich erfuhr, dass die offizielle Bezeichnung für Feigheit Anstand ist und etwas Gutes. Noch heute fahre ich Samstagnachts gerne nüchtern die beliebtesten Verkehrskontrollpunkte an. Ich glaube, dass ich auf diese Weise Polizisten ein positives Menschenbild vermitteln kann. Ohne Aufforderung hatte ich den Kofferraum geöffnet und Tasche und Zelt herausgenommen. „Sie kennen das wohl schon“, sagte der Beamte und ich lachte. Humor verbindet die Menschen. Im Nachhinein denke ich, er könnte über meine vier Ohringe, die langen Haare und die Lederjacke irritiert gewesen sein. Ich hatte mir den Trick von der Natur abgeguckt. Es gibt harmlose Schlangen, die sich als Giftschlangen ausgeben, um nicht gleich vom erstbesten Fleischfresser vertilgt zu werden. Innerlich trug ich Konfirmationsanzug, Mittelscheitel und eine Brille mit dickem Hornrand.

„Was ist das?“ hörte ich den Beamten, der plötzlich aus dem Kofferraum aufgetaucht war und mir ein kleines durchsichtiges Tütchen mit einem winzigen braunen Quader darin vor das Gesicht hielt. Ich hatte so etwas schon gesehen. Zuletzt, als ich bei Alex war, um den Wagen abzuholen. „Das gehört mir nicht“, sagte ich ehrlich. Mein Gegenüber lächelte müde. „Haben sie noch mehr davon?“ „Äh, nicht, dass ich wüsste. Der Wagen gehört mir auch nicht.“ „Ah ja. Sie sollten es besser zugeben.“ „Ich weiß es wirklich nicht“, sagte ich. „Hm.“ Er rief einen Kollegen hinzu, der sofort damit begann, den Golf auseinander zu nehmen. Ich wurde in ein Häuschen geleitet, wo meine Personalien aufgenommen wurden. Eine Kennzeichenüberprüfung ergab, dass ich die Wahrheit bezüglich des Wagens gesagt hatte. Ein dritter Beamter kam, streifte sich ein Paar Hygienehandschuhe über, geleitete mich in einen angenehm sterilen Nebenraum ohne Fenster, und ließ mich erfahren, wie sich ein Auto bei der Inspektion fühlen muss. Ich nahm mir vor, den Herrn von der Werkstatt das nächste Mal um mehr Sensibilität im Bereich der Auspuffanlage zu bitten. „Also. Sie werden innerhalb der nächsten Wochen Post von uns bekommen wegen Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz. Mit der Menge haben sie Glück gehabt. Gute Fahrt.“

Es dauerte eine Weile, bis ich alles wieder im Wagen verstaut hatte, vor allem jene Teile, von denen ich gar nicht gewusst hatte, dass man sie überhaupt herausnehmen konnte. Auf dem nächsten Rastplatz machte ich Halt und atmete tief durch. Obwohl ich großes Vertrauen in die staatlichen Exekutiv-Organen habe, hatte ich doch das Gefühl, um ein Haar Opfer eines Justizirrtums geworden zu sein. Während die Anspannung allmählich von mir abfiel, kam mir eine Reportage über deutsche Gefängnisse in Erinnerung, die ich vor Jahren gesehen hatte. Die Einzelzelle eines privilegierten Gefangenen hatte mich damals beeindruckt. Ein Tisch mit einer Häkeldecke darauf, ein kleines Regal mit Büchern, Vorhänge vor dem Fenster, ein Blumentopf, ein selbstgetöpfter Aschenbecher – etwas Beruhigendes war von dem Raum ausgegangen. Ich fragte mich, wie ich mich in einer solchen Zelle fühlen würde.

Wenn ich meine Freiheit nutzte, um zu verreisen, also etwas zu tun, weil ich glaubte, es tun zu müssen – hatte Freiheitsentzug dann nicht geradezu etwas befreiendes.

Das frühe Aufstehen wäre natürlich ein Problem und die anderen Häftlinge. Ein Gefängnis für Akademiker mit biorhythmisch humanistischem Ansatz, eine Art Hausarrest in angenehmer Gesellschaft – das wäre etwas. Keine Rechtfertigung, keine Erklärung, ich könnte so leben, wie ich wollte, weil es nicht anders ginge. Wie herrlich, von exotischen Orten träumen zu können, ohne die Ernüchterung ihrer Gegenwart fürchten zu müssen, romantische Beziehungen zu ersinnen, ohne ihre Scheinhaftigkeit zu erleben, einfach sicher zu sein, mangels Alternativen immer das Richtige zu tun. Dafür würde ich kriminell werden.